

Innen- ansichten

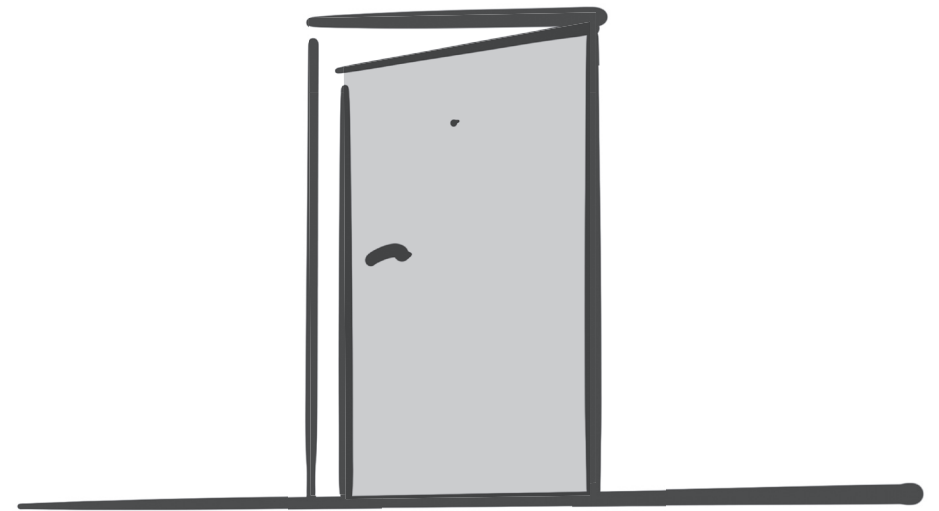


ambulanter Erziehungshilfen

Ein Lesebuch



Innen- ansichten



ambulanter Erziehungshilfen

Ein Lesebuch



Inhalt

Vorwort	8
Einleitung	10
<i>Najwa Haider</i>	
Meine Gespräche mit Mussa Auf der Suche nach einem Gleichgewicht zwischen traditionell orientierten Eltern und ihren jugendlichen Kindern.....	14
<i>Xiaoqing Xu</i>	
Lob auf Sisypchos: Achtsamkeit in der sozialpädagogischen Beziehungsarbeit	32
<i>Elisabeth Esper</i>	
Ein hoffnungsloser „Fall“? – Lernerfahrungen	46
<i>Ulrike Hahn McKnight</i>	
Erfahrungsräume für Mädchen Soziale Gruppenarbeit aus der Sicht einer Gruppenpädagogin.....	74
<i>Ksenija Jüngling</i>	
Es gibt immer eine Lösung	87
<i>Diana Martin</i>	
Kaleidoskop	100
<i>Magdalena Danielewicz und Katarzyna Koziol</i>	
Bajka – die Geschichte einer Verwandlung	119
Schlussbemerkung	132

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung der LebensWelt gGmbH unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

LebensWelt gGmbH (Hrsg.)
 Maxstr. 3a, 13347 Berlin
 Tel.: 030 - 61 62 56 01 | Fax: 030 - 61 62 56 26
 info@lebenswelt-berlin.de | www.lebenswelt-berlin.de

Redaktion: Heike Krefler, Uwe Sasse, Dafina Sejdijaj
 © 2019 LebensWelt gGmbH
 Umschlaggestaltung und Grafik: Martin Brosch, Berlin
 ISBN 978-3-942465-19-9

Vorwort

Mit dem vorliegenden Lesebuch, das aus der Praxis ambulanter Erziehungshilfe heraus Fallbeispiele interkultureller Jugendhilfe beschreibt, wird ein Teil des interkulturellen Handelns in Einrichtungen gewürdigt und einer breiteren Leserschaft zugänglich, der sonst selten in dieser Plastizität »nach außen« gelangt. In der Regel sind die hier dargestellten Fallbeispiele Gegenstand der »internen« Reflexion in Einrichtungen. Die meisten der dargestellten Fallbeispiele entstammen dem Bereich der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Sozialpädagogische Familienhilfe ist seit der Gründung des Trägers vor 20 Jahren das „Kerngeschäft“ von LebensWelt.

Die Sozialpädagogische Familienhilfe nimmt unter den acht Hilfen zur Erziehung eine besondere Stellung ein. Sie stellt einerseits die intensivste der ambulanten Hilfen dar, andererseits hebt sie sich deutlich durch ihre Charakteristik ab. Es geht in dieser Hilfeform nicht ausschließlich um die Schwierigkeiten eines einzelnen Kindes oder Jugendlichen, auch wenn häufig der Anlass der Hilfgewährung die Gefährdung des Kindeswohls ist. Die Besonderheit liegt darin, dass sich diese Hilfe auf die Familie als Ganzes konzentriert. Der Ansatz ist in diesem Sinne mehrdimensional. Die Gestaltung der Hilfe ist überwiegend durch eine Geh-Struktur bestimmt. Die Fachkräfte suchen die Familien in ihrem Lebensumfeld auf, d.h. es ist eine sehr „privatsphären-intensive Unterstützungsform“, die besondere Ansprüche an die Wahrung von Formen professioneller Nähe und Distanz stellt. Dieses ist häufig eine Gratwanderung und wird hier von den Autor*innen des Buches differenziert be-

schrieben. Es wird anschaulich dargestellt, wie die Fachkräfte von LebensWelt im Prozess des Hilfesgeschehens ihre Arbeit kultursensibel und fallangemessen-kreativ gestalten.

Zentrale Frage bei allen hier dargestellten Fallbeispielen ist die nach den Faktoren, welche als »Türöffner« dienen, die eine Hilfe zu einer »erfolgreichen Hilfe« machen.

Der/die Leser*in erfährt hier anschaulich, was interkulturelle Arbeit in der Praxis heißt. In der Einleitung des Lesebuches erläutern die drei Bezirksleitungen der ambulanten Hilfen von LebensWelt, Heike Kreßler, Dafina Sejdijaj und Uwe Sasse, die dieses Buchprojekt initiiert haben, was Sie im Einzelnen in diesem Buch erwartet. Diesen gilt ein herzlicher Dank!

Ebenso danken wir den Autor*innen Magdalena Danielewicz, Elisabeth Esper, Ulrike Hahn McKnight, Najwa Haider, Ksenija Jüngling, Katarzyna Koziol, Diana Martin, Xiaoqing Xu.

Wir wünschen Ihnen eine anregende und »Impuls gebende« Lektüre.

Mehmet Asci, Nalan Özenir
Geschäftsführung LebensWelt gGmbH

* * *

Einleitung

Am Anfang unseres Buchprojektes standen zwei Impulse. Zum einen das, was wohl jede Koordination ambulanter Hilfen kennt - dass beim Lesen von Berichten oder bei einer gemeinsamen „Fallreflexion“ mit einer Fachkraft immer wieder der Gedanke kommt: „Den Entwicklungsprozess dieser Familie müsste man doch mal ausführlicher und in einem anderen Rahmen erzählen!“

Hinzu kam dann nach einem Brainstorming im Kolleg*innenkreis die Wahrnehmung, dass so, wie in Berlin in den letzten Jahren ambulante Hilfen in Auftrag gegeben werden, und wie wir die Praxis erleben, die Stärken der ambulanten erzieherischen Hilfen immer weniger zur Geltung kommen. Wir stellen eine Zunahme an bürokratischen Aufgaben fest, die erzieherisch relevante Inhalte immer mehr dominieren. Die vorgenommenen Kürzungen der Fachleistungsstunden, die für eine Sozialpädagogische Familienhilfe in der Regel zur Verfügung stehen, steuern das ihrige zu dieser Entwicklung bei.

Das Ziel, wirksame und sinnvolle Hilfen für Kinder, Jugendliche und ihre Familien durchzuführen, bleibt aber für Fachkräfte trotz veränderter gesellschaftlicher und struktureller Rahmenbedingungen und trotz des an vielen Stellen spürbaren Kostendrucks¹ bestehen. Es entsteht ein Spannungsfeld zwischen dem eigenen Anspruch an die Arbeit einerseits und den oft knap-

¹ In der Regel bekommen heute Familienhelfer*innen in Berlin 4-6 Stunden in der Woche pro Familie. Die Dauer der Hilfe liegt bei ein bis zwei Jahren. Im Vergleich dazu lagen Anfang der 80er Jahre die wöchentlichen Stundenkontingente bei 93 % der Familienhilfen bei 8 bis über 20 Wochenstunden pro Familie. Üblich waren 10-15 Stunden pro Woche, um eine Familie ganzheitlich zu unterstützen. Die Dauer der Hilfe betrug damals in der Regel 1-3 Jahre (vgl. Nielsen und Nielsen S. 60/61, Weinheim und Basel 1986).

pen Ressourcen andererseits. In einzelnen Beiträgen dieses Buches wird dieses Spannungsfeld deutlich. Der individuelle Umgang der Fachkräfte mit diesen Bedingungen und die Bedeutsamkeit der Beziehungsarbeit für wirksame Hilfen erscheinen uns spannend.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Anfänge und die Geschichte der Sozialpädagogischen Familienhilfe:

1969 wurden in Berlin die ersten Sozialpädagogischen Familienhilfen von der „Berliner Gesellschaft für Heimerziehung“ durchgeführt. Damals sollte die Sozialpädagogische Familienhilfe eine beziehungserhaltende und zugleich kostengünstige Alternative zur Heimunterbringung von Kindern sein. Das Konzept der Familienhilfe griff dabei die damaligen reformpädagogischen Ansätze auf, die darauf abzielten, entlastende Hilfe in überlasteten Familien vor Ort praktisch zu leisten, gepaart mit dem Anspruch, die Familie dazu zu befähigen, langfristig ihr Familienleben wieder selbst bewältigen zu können. Hierbei sollten entlastende Faktoren wie Verwandtschaft, Nachbarschaft oder Gemeinwesen mit berücksichtigt und einbezogen werden. Es ging darum, Familien in Not ganzheitlich zu helfen und mit den Familien gemeinsam tätig zu werden. Der fachliche Anspruch an diese Hilfeform war damals schon, eine Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten.

Seit dieser Zeit wurde die Sozialpädagogische Familienhilfe zunehmend von den verschiedenen Westberliner Bezirken eingesetzt, um Familien in Not ambulant zu unterstützen. Ende 1978 wurden in allen 12 Westberliner Bezirken Familienhelfer*innen eingesetzt, die als Honorarkräfte durch das jeweilige Bezirksamt beauftragt waren. 1981 erließ der Berliner Senat die ersten Familienhelfervorschriften. Am 01.01.1991 trat das Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) in Kraft und löste das Jugendwohlfahrtsgesetz (1961-1990) ab.

Das KJHG lässt sich als Antwort auf die politische und fachliche Kritik an der Kontroll- und Eingriffsorientierung der vorherigen gesetzlichen Grundlagen verstehen. Es ist konzipiert als ein „Angebote- und Leistungsgesetz“ für Kinder, Jugendliche und ihre Eltern; es setzt auf Unterstützung und Hilfsangebote. Die Sozialpädagogische Familienhilfe wurde neben weiteren Hilfeformen als ambulantes Angebot im Rahmen der Hilfen zur Erziehung für Familien im Gesetz festgeschrieben. Die Entwicklung eines Hilfeplanverfahrens, die Identifikation geeigneter Methoden und die Indikationen für die unterschiedlichen Hilfeformen befanden sich da noch in einem frühen Stadium der Professionalisierung.

Um die Jahrtausendwende ergab sich eine weitere strukturelle Veränderung, als die Sozialversicherungsträger erhöhtes Augenmerk auf Honorararbeitsverhältnisse warfen und über das Thema „Scheinselbständigkeit“ sowohl für Honorarkräfte als auch für die Bezirksämter deutlicher Druck entstand. Die Bezirksämter, die bis dahin mit sozialpädagogischen Honorarkräften arbeiteten, beendeten dann relativ zügig diese Arbeitsverhältnisse und gingen Kooperationen mit freien Trägern ein, die fortan die Familienhelfer*innen und andere ambulante Fachkräfte beschäftigten.

Die Vereinbarung von Fachleistungsstundensätzen führte für das Land Berlin zu einer deutlichen Verteuerung der einzelnen Hilfeleistung. Dieser Entwicklung wurde entgegengesteuert, indem einerseits die durchschnittlich bewilligte Stundenzahl pro Familie nach und nach reduziert wurde. Darüber hinaus wurde an der Entwicklung von Qualitätsstandards gearbeitet, um die Effizienz der Hilfen zu fördern und damit die Nachhaltigkeit und Wirksamkeit der Hilfen zu erhöhen. Dies wirkte sich folglich auf die Arbeitsweise der ambulanten Fachkräfte aus.

Zusammenfassend können wir sagen: Sozialpädagogische Familienhilfe hat sich im Wandel der Zeit als ambulantes Jugendhilfeangebot für Familien in Not bundesweit etabliert. Der ganzheitliche Ansatz (bestehend aus handlungsorientierten Ansätzen, kompensatorische Elementen, Beratung, Sozialraumorientierung, Integration unterschiedlicher therapeutischer Erkenntnisse in die Arbeit, etc.) erfordert eine kontinuierliche professionelle Beziehung zwischen Familie und Fachkraft und auch ausreichend Zeit.

Nun zurück zu den in diesem Buch geschilderten, konkreten „Hilfeschichten“:

Interessant war im Entstehungsprozess des Buches, dass sich unser Blick immer wieder auf diejenigen richtete, die in die Palette der Hilfeangebote nur schwer hineinpassen und eher zu den „Aufgegebenen“ zählen. Damit knüpften wir - bewusst oder unbewusst? - an eine heute fast vergessene, oben beschriebene Tradition der Familienhilfe an: diejenigen zu erreichen, die anderer Zugangsweisen bedürfen.

So subjektiv, wie der Weg zu der hier gesammelten Auswahl von Hilfeverläufen war, blieb auch das Verfahren zur Realisierung dieses Buches. Es fanden sich drei Koordinator*innen, die das Projekt - eine Würdigung der ambulanten Erziehungshilfen und der dazugehörigen Fachkräfte - zusammen entwickeln wollten. Wir sprachen dann verschiedene Fachkräfte an, von de-

nen wir glaubten, sie hätten eine spannende Hilfestory zu erzählen und könnten auf eine interessante Weise über ihre Arbeit und ihre Erfahrungen schreiben. So kamen wir zu unserer Auswahl.

Alle Kolleg*innen, die hier schreiben, sind langjährig in den ambulanten Hilfen zur Erziehung tätig, alle sehen diese Art zu arbeiten nicht als einen „Job“, sondern als einen „Beruf“ an.

In den unterschiedlichen Beiträgen schildern wir nicht die ganze Bandbreite des Arbeitsfeldes und wir versuchen, weitgehend auf das Fundament der theoretischen Grundlagen und Analysen der Strukturen zu verzichten. Stattdessen möchten wir einen ausführlichen Praxiseinblick in die ambulanten Hilfen als Beziehungsarbeit geben. So wird nachvollziehbar, warum gerade diese Hilfen dieser Fachkräfte genau in diesem „Fall“ wirksam werden konnten. Es ist also nicht beabsichtigt zu vermitteln, wie allgemein an ambulante Hilfen heranzugehen sei.

Einige Kolleg*innen haben für ihre Darstellung einen Hilfeprozess ausgewählt, an dem sie aufzuzeigen versuchen, was das Geheimnis dieser Art, Menschen in ihrer Entwicklung zu unterstützen, ist; andere haben aus ihren Erfahrungen mit der ambulanten sozialen Arbeit in einer Vielzahl von Familien ein „Destillat“ gewonnen.

In den Berichten werden anstelle der Klarnamen Pseudonyme verwendet, um Anonymität zu gewährleisten. Die Darstellungen werden zum Teil auch verfremdet, ohne dass die Substanz des Hilfeprozesses verfälscht wird.

Für uns alle waren bereits die Treffen, die wir insbesondere im Vorfeld mit den Autor*innen abhielten, bevor jede ihre Geschichte oder Darstellung schrieb, spannend und auch erfüllend. Ideen wurden vorgestellt, wir versuchten in Worte zu fassen, was uns so wichtig an der Arbeit ist, warum wir vom Ansatz der ambulanten sozialen Arbeit so überzeugt sind, was die Erfolgsmomente in der Arbeit ausmacht etc. Leseproben ließen uns neugierig auf die weiteren Berichte und Erzählungen blicken.

Nun liegen alle Beiträge vor und wir wünschen allen Leserinnen und Lesern Vergnügen und Erkenntnisgewinn bei dieser Reise in das „Innenleben“ der mit Leben erfüllten §§ 27ff. des SGB VIII.

Berlin, 30.07.2019

Heike Krefßler, Dafina Sejdijaj, Uwe Sasse

Meine Gespräche mit Mussa

Auf der Suche nach einem Gleichgewicht zwischen
traditionell orientierten Eltern und ihren
jugendlichen Kindern

Najwa Haider

In diesem Beitrag werde ich auf einen Hilfeprozess eingehen, den ich etwa zwei Jahre – von 2015 bis 2017 – begleiten konnte.

Ich möchte von dieser Arbeit berichten, da ich auf eine gute und gelungene Zusammenarbeit mit einer Familie zurückblicke, obwohl es schwerwiegende Probleme zwischen den drei Kindern/Jugendlichen und ihren Eltern gab.

Es handelte sich nicht nur um die üblichen intergenerativen Probleme, die zwischen Eltern und ihren Kindern auftreten können, sondern auch um kulturell geprägte Probleme und Konflikte. Die Jugendlichen standen zwischen den Erwartungen ihrer traditionell orientierten Eltern und einem urbanen, von Globalisierung und vielfältigen Milieus geprägten Deutschland. Infolge der unterschiedlichen Lebenswelten, in denen sich die Kinder und ihre Eltern bewegten, entstanden innerfamiliäre Konfliktsituation und Identitätskrisen, in denen anfangs keine dialogischen Gespräche und Lösungen zu Hause möglich schienen.

Die „Kinder“ waren die Tochter Saida¹, 19 Jahre, und die Söhne Mussa, 16 Jahre und Abed, 11 Jahre. Sie wurden alle in Deutschland geboren und konnten kaum Arabisch sprechen. Die Ehe der Eltern wurde als unharmonisch beschrieben; die Eltern sagten selbst, sie seien miteinander zwangsverheiratet worden. Der Sohn Mussa wurde als depressiv beschrieben und hatte über längere Zeit die Schule nicht besucht.

¹ Alle Namen der Familie wurden geändert.

Kennenlernphase und Hintergründe

Als ich die sozialpädagogische Familienhilfe für Fam. K. übernommen habe, wurde mir über die Vorgeschichte der Familie folgendes berichtet:

Nachdem wiederholte Meldungen von der Schule wegen der Schulversäumnisse von Mussa beim Jugendamt eingegangen waren, wurde Mussas Vater mit Mussa wieder einmal zum Gespräch in die Schule eingeladen. Dieses Mal saß auch das Jugendamt mit am Tisch. Die familiäre Situation sowie die schulische Situation von Mussa wurden erörtert. Bevor ich die Sozialpädagogische Familienhilfe übernahm, erfuhr ich, dass die Eltern von Mussa seit vielen Jahren gemeinsam mit ihren drei Kindern in Berlin-Reinickendorf lebten.

Der Vater gab im Jugendamt an, dass es zuvor nie solche Probleme in der Familie gegeben habe. Sie würden ihre Probleme auch *innerhalb* der Familie klären. Die Sozialarbeiterin des Jugendamtes hatte berichtet, dass Herrn K. die Situation und das Gespräch in der Schule äußerst unangenehm gewesen seien.

Mussa berichtete gegenüber dem Jugendamt, dass er sehr ungern in die Schule gehe. Er fühle sich im Klassenverband nicht wohl, werde häufig von Mitschülern provoziert und reagiere dann mit Aggressionen. In der letzten Zeit sei es ihm sichtlich schwer gefallen, regelmäßig die Schule zu besuchen.

Mussa klagte über Magenschmerzen am Morgen und dass es ihm generell schwer falle aufzustehen. Von seinen Eltern fühle er sich unverstanden. Er sagte, er sehe sich als Sündenbock der Familie, da die Geschwister nicht solche Probleme verursachen würden wie er.

In dem Gespräch wurden die Spannungen zwischen Mussa und seinem Vater deutlich sichtbar. Der Vater bagatellierte die Probleme seines Sohnes. Er müsse nur regelmäßig zur Schule gehen, dann gäbe es auch keine Probleme. Der Vater berichtete von finanziell überzogenen Erwartungen des Jungen.

Mussa bestritt die Angaben seines Vaters. Er betonte mehrmals, dass er am liebsten zu Hause ausziehen würde und erkundigte sich nach den Möglichkeiten einer Unterbringung.

Die gegenwärtige familiäre Situation konnte nicht eingeschätzt werden, da zwar der Vater und der Sohn eine Klärung der Angelegenheit wünschten, ihre Situation während des Gespräches jedoch unterschiedlich darstellten. Herr K. zog Mussas Äußerungen zum Teil ins Lächerliche.

In der Vergangenheit sei Mussa durch extrem aggressives Verhalten aufgefallen, so das Jugendamt. Es sei nicht einzuschätzen, ob die Kindeseltern in

der Lage seien, ihrem Sohn Einhalt zu gebieten und ihm seine Grenzen aufzuzeigen. Hinzu komme, dass nach Aussage des Psychotherapeuten von Mussa, davon auszugehen sei, dass Mussa spielsüchtig sei und nicht mehr aus seiner „Cyber-Welt“ herauskomme.

Während des ersten gemeinsamen Gespräches wurden bereits erste Hilfsmöglichkeiten angeboten und erörtert. Herr K. erklärte sich schließlich mit dem Einsatz einer Sozialpädagogischen Familienhilfe einverstanden.

Eine Woche später fand die Hilfefunktion im Jugendamt statt, wo ich gemeinsam mit meiner pädagogischen Leitung auf die Familie ca. eine halbe Stunde im Flur wartete. Zunächst dachten wir, dass die Familie nicht mehr komme, aber die Eltern kamen dann mit Mussa. Der Vater lief schnell voraus und wirkte nervös, die Mutter und Mussa folgten nacheinander.

Vater: „Es tut mir leid für die Verspätung. Ich muss arbeiten, ich kann nicht lange bleiben. Ich habe gestern meinem Chef Bescheid gesagt, dass ich heute spät zur Arbeit komme.“

Mutter (flüstert in ihrer Muttersprache): „Er will immer lange Geschichte erzählen!“

Sozialarbeiterin des Jugendamtes: „Kommen Sie bitte alle herein. Schön, dass Sie da sind. Wie geht es Ihnen?“

Vater: „Ja, danke - alles gut, und Ihnen und Ihrer Familie?“

Sozialarbeiterin des Jugendamtes: „Danke, gut. Verstehen Sie mich Frau K.?“

Vater: „Ja meine Frau versteht Sie gut, sie hat Abitur; meine Tochter hat auch dieses Jahr das Abitur geschafft und mein jüngster Sohn ist immer der Erste in seiner Klasse!“

Mutter (sie schaut den Vater irritiert an): „Ja, ich verstehe Sie“.

Mussa: Lächelt.

Es ist die erste emotionale Reaktion von ihm, er war bis dahin die ganze Zeit sehr still gewesen, hatte nur mit „nein“ oder „ja“ geantwortet und zu Boden geguckt.

Wir stellten uns vor. Die Mutter kam kaum zu Wort, da der Vater das Gespräch übernommen hatte. Einmal setzte die Mutter an zu antworten; sie wollte die Probleme mit Mussa aus ihrer Sicht beschreiben, da unterbrach der Vater sie und flüsterte auf Arabisch, sie solle den Mund halten.

Nach der Hilfefunktion machten wir einen Termin für den ersten Hausbesuch aus. Die Eltern hatten zunächst Schwierigkeiten, einen Termin mit mir zu vereinbaren, doch nach einer etwa fünfminütigen Diskussion klappte es. Um die Situation etwas zu entspannen, hatte ich ihnen gesagt, sie sollten in Ruhe schauen und könnten mich dann später anrufen und Bescheid sagen, wann genau es passt, damit ich alle Familienmitglieder kennen lernen könnte.

Meine ersten Gedanken nach diesen Begegnungen waren, dass es für mich als Familienhelferin schwer werden könnte, eine Arbeitsbeziehung herzustellen. Es gab auch Unklarheiten über den Auftrag und die Hilfeziele. Ich war aber auch gespannt auf den Hilfeprozess und habe mich zum Erstgespräch mit der Familie so vorbereitet, dass v.a. der Aufbau einer vertrauensvollen Atmosphäre im Mittelpunkt stehen sollte.

Beginn der Hilfe – Hausbesuche

Mein erster Hausbesuch bei Familie K.

Ich klingelte am Nachmittag um 15:00 Uhr. Es gab viele Schuhe vor der Tür, die Mutter öffnete die Tür und sagte: „Herzlich willkommen, Frau Haider. Kommen Sie bitte herein. Hier ist das Wohnzimmer, ich komme gleich wieder.“

Die Wohnung erschien mir sehr dunkel und eng; überall dunkle Farben – die Vorhänge, das Sofa, der Teppich... Es hingen überall Porträts. Ich erfuhr, dass es die Porträts der Urgroßeltern seien. Neben mir auf dem Sessel lag ein großer Wäschehaufen; die Reste vom Frühstück waren immer noch auf dem kleinen Tisch.

Nach zehn Minuten erschien die Mutter wieder und sagte: „Es tut mir leid, ich hab nicht geschafft, die Wohnung aufzuräumen. Sie wissen schon, die Frauen müssen den Haushalt allein machen.“ Ich antwortete: „Das macht nichts. Sie sehen müde aus, Frau K. Sind Sie krank?“ Mutter: „Ja, ein bisschen.“ Ich: „Hätten Sie mir Bescheid gesagt, dann hätte ich einen anderen Termin ausgemacht.“ Mutter: „Ach, ich bin immer so müde und hab keine Lust, irgendwas zu machen.“

Da kam Mussa aus seinem Zimmer heraus. Er hatte eine Jeans an und ein kleines, ungepflegt wirkendes T-Shirt. Er war sauer, weil er kein ordentliches T-Shirt gefunden hatte.

Seine Mutter bat ihn, mich zu fragen, was ich gern trinken möchte. Sie sprach mit ihm in einer Mischung aus gebrochenem Deutsch und Arabisch. Er antwortete ihr, dass er mir nichts anbieten könne, da er nicht genau wisse, wo der Tee oder die Tassen seien.

Die Mutter sagte daraufhin: „Okay, ich gehe selbst, um den Tee vorzubereiten.“

Als der Vater von seiner Arbeit kam, stand ich auf, um ihm zur Begrüßung meine Hand zu geben. Er sagte zu mir: „Bleiben Sie bitte sitzen, ich gebe Frauen nicht meine Hand.“

Zwei Minuten Schweigen ...

Ich sagte daraufhin: „Schade“ und fuhr fort: „Ich dachte, dass ich heute auch Saida und Abed kennenlernen kann.“

Vater: „Saida und Abed haben eigentlich keine Probleme; das große Problem ist Mussa bei uns. Er ist spielsüchtig und geht nicht regelmäßig zur Schule. Wir müssen so viel Geld bezahlen, wenn er so bleibt. Er braucht sowieso so viel Geld für seine Unterhaltung; wir wollten eigentlich auch keinen Kontakt mit dem Jugendamt haben, Mussa ist schuld daran. Wir können unsere Probleme allein lösen - na ja, man kann es jetzt nicht ändern. Mussa war immer der Erste in seiner Klasse und auf einmal ist er anders geworden. Er geht nicht mehr zur Moschee, er besucht nicht mehr unsere Verwandten. Gott sei Dank, sind Abed und Saida sehr brav. Sie machen alles, was ich will.“

Als die Zeit kam, sich zu verabschieden, fragte ich Mussa, ob er mich hinunter begleiten könne. Es falle mir schwer, mich zu orientieren, weil das Wohnhaus viele Ausgänge habe.

Mussa kam mit mir zum Ausgang und sagte: „Das war voll peinlich! Es tut mir leid für alles!!!“

Ich: „Warum, was tut dir leid?“

Mussa: „Dass mein Vater dir nicht die Hand gegeben hat.“

Ich: „Ach nein, ich habe das schon mehrmals erlebt mit anderen Familien. Irgendwie habe ich mich daran gewöhnt und ich möchte die anderen Leute so akzeptieren, wie sie sind.“

Mussa: „Ehrlich?! So einfach ist das?!“

Mein zweiter Hausbesuch bei der Familie

Bevor Mussa von der Schule nach Hause kam, war ich mit der Mutter allein zu Hause. Sie war sehr neugierig, befragte mich über meine Herkunft, ob ich verheiratet sei, ob ich Kinder hätte. Mich störten diese Fragen nicht, da ich davon ausging, dass ich über eine gewisse Offenheit auch eine vertrauensvolle Arbeitsbasis schaffen könnte.

Sie fragte weiter, wie ich es geschafft hätte, in Deutschland „einfach als Familienhelferin“ zu arbeiten.

Ich antwortete: „So einfach, wie du vielleicht denkst, ist es nicht gewesen. Ich habe in meiner Heimat studiert, dann habe ich anfangs in Deutschland auch außerhalb meines Bereichs gearbeitet.“

KM: „Aber bestimmt nicht wie ich, ich bin der unglücklichste Mensch!“ Sie weinte.

In diesem Moment kam Mussa herein und sah, dass seine Mutter weinte. Ich erkannte sofort, dass er keine besondere Reaktion zeigte. Er fragte sie nur: „Was gibt es zu essen?“

Es wirkte, als ob es für ihn normal wäre, seine Mutter weinen zu sehen, möglicherweise hatte er sich schon daran gewöhnt.

Die Mutter begann sofort, Mussa zu kritisieren, dass er faul sei, sich nicht allein das Essen machen oder vorbereiten könne, dass er keine Lust habe auszugehen.

Das nutze ich für mich als Chance, Mussa zu fragen, ob er mich zur S-Bahn-Station bringen könne, da ich den Weg nicht so gut kennen würde. So kam ich langsam mit ihm ins Gespräch.

Als wir draußen waren, fragte Mussa mich: „Warum soll ich Sie immer hinunter bringen?“

Ich: „Stört dich das?“

M: „Ich weiß nicht, es ist einfach nur so `ne Frage.“

Ich: „Ich möchte mit dir reden.“

Mussa: „Über was?“

Ich: „Über alles Mögliche. Als wir beim Jugendamt waren, habt ihr (du und deine Eltern) entschieden, dass ihr mit mir arbeiten solltet oder möchtet?“

Mussa: „Ach ja, genau. Mein Vater hat mich gezwungen, dorthin zu ge-“

hen. Eigentlich wollte ich nicht mit einer arabischen Familienhelferin arbeiten oder reden.“

Ich: „Jetzt willst du immer noch nicht mit einer arabischen Familienhelferin zusammenarbeiten?“

Mussa: „Doch ich will, aber am Anfang dachte ich, dass du wie meine Mutter oder meine Tante aussehen würdest“.

Ich: „Dann sehen wir uns in unseren Praxisräumen?“

Mussa: „Ich weiß nicht.“

Ich: „Unsere Praxisräume sind nicht weit weg von eurer Wohnung entfernt, treffen wir uns dort?“

Mussa: „Ich weiß nicht.“

Ich: „Soll ich dich abholen?“

Mussa: „Ja, das wäre nett.“

Mein dritter Hausbesuch (Saida – die Schwester, Mussa und die Eltern)

Als ich die Wohnung der Familie betrat, fühlte ich sofort eine Spannung. Es gab wohl gerade Streit zwischen der Mutter und Saida.

Mutter: „Saida, du musst Fleisch essen, ich habe extra für dich `was vorbereitet.“

Saida: „Mama, du weißt schon, dass ich Vegetarierin bin und trotzdem willst du mich zwingen, Fleisch zu essen, ich verstehe das nicht, du bist unglaublich!“

Mutter: „Ist es meine Schuld, dass ich dir gesundes Essen mache?“

Saida: „Fleisch ist für mich kein gesundes Essen! Es ist so schwer für euch, meine Meinung zu akzeptieren!“ Saida möchte die Wohnung verlassen.

Die Mutter sagte: „Saida, komm wieder `rein, du darfst mit solch einer Hose gar nicht hinaus. Was werden deine Verwandten sagen, wenn sie dich so sehen, schäme dich ein bisschen.“

Saida ging dennoch hinaus, mit der Kleidung, die sie gerade trug.

Vater: „Wie schön war es, als die Kinder klein waren. Sie haben alles gemacht, was wir sagten und wollten. Je älter die Kinder werden, desto mehr Last auf unseren Schultern werden wir tragen.“

In dieser Situation gewann ich den Eindruck, dass der Vater offener ist als die Mutter. Er sagte seiner Frau, dass sie für Saida doch vegetarisches Essen kochen solle; das sei die Lösung, um ständigen Streit zu vermeiden. Er fand, dass alles okay mit Saida sei. Bei Mussa liege das große Problem. Er bat mich darum, mit Mussa zu sprechen und ihn davon zu überzeugen, mit ihm regelmäßig zur Moschee zu gehen, Verwandte zu besuchen und nicht mehr immer zu Hause zu bleiben und zu spielen.

Ich entschuldigte mich, dass ich das Gespräch unterbrechen müsse, da ich vorhätte, mit Mussa hinaus zu gehen.

Der Vater antwortete: „Ja, das finde ich eine gute Idee. Aber bitte reden Sie mit ihm immer nur Arabisch, damit er seine arabische Sprache verbessern kann. Mussa kann nicht gut Arabisch sprechen.“

Ich: „Warum sprechen Sie nicht Arabisch mit ihren Kindern?“

Vater: „Weil meine Kinder kein Arabisch verstehen und wir deswegen zusammen Arabisch-Deutsch reden“.

Ich: „Wenn Ihre Kinder kein Arabisch verstehen und sprechen können, wie soll ich mich dann auf Arabisch mit ihnen verständigen?“

Vater: „Ich habe leider nicht genug Zeit für meine Kinder, um ihnen die arabische Sprache beizubringen.“

Mussa in ironischem Tonfall: „Mein Vater hat nur Zeit zum Anmeckern“.

Nach mehreren gemeinsamen Gesprächen und Einzelgesprächen mit allen Familienmitgliedern habe ich eine Vertrauensbasis mit der Familie schaffen können. Wichtig war dabei, die Sichtweise der einzelnen Familienmitglieder zu verstehen. Durch aktives Zuhören und Beobachtungen habe ich versucht, die Welt so zu sehen, wie die Kinder und die Eltern sie sehen.

Ich begann, die Familiendynamik und die Beziehungen und Konflikte zu verstehen.

Nach meiner Einschätzung waren die Probleme zwischen den Kindern (Mussa und Saida) und ihren Eltern einerseits kulturell geprägt. Die Eltern leben sehr traditionell, die Kinder haben sich in Berlin schon ganz gut eingelebt. Dadurch entstehen innerfamiliäre interkulturelle Konflikte. Darüber hinaus sind die älteren Kinder auf dem Weg der Verselbständigung (intergenerative Konflikte infolge der Pubertät).

Ich zog daraus den Schluss, dass es eine Aufgabe der Familienhilfe sein würde,

diese Konflikte mit allen Beteiligten zu thematisieren und zu versuchen, Ausgleich zwischen den verschiedenen Sichtweisen, Haltungen und Interessen der Familienmitglieder zu finden. Darüber hinaus würde es darum gehen, eine konstruktive Kommunikation zu fördern.

Zunächst war meine Aufgabe als Familienhelferin, die Probleme zwischen den Familienmitgliedern sowie die individuellen Probleme zu identifizieren, damit die Familie und ich an Lösungen der Konflikte würde arbeiten können. Es galt, alle dabei zu unterstützen, Hindernisse und Blockaden, die ihre Beziehungen erschwerten, zu erkennen und zu beseitigen. Die eigentliche Herausforderung bestand nun darin, die Familie nicht zu belehren, sondern ihnen durch Feedback ihr Verhalten zu spiegeln und mit ihnen herauszufinden, welche Veränderungen sie sich wünschten.

Nachdem ich einen Einblick in die familiäre Situation gegeben habe, möchte ich abschließend näher auf die Arbeit mit Mussa eingehen.

Mussa im Fokus

Mussa sollte wieder regelmäßig die Schule besuchen. Das war ein wichtiges Richtungs- und Handlungsziel der Hilfe.

Es stand die Diagnose im Raum, dass Mussa eine soziale Phobie habe und dass er Nähe fürchte. Mussa erhielt deswegen bereits therapeutische Hilfe. Vor diesem Hintergrund schien mir nichts wichtiger, als eine tragfähige und gute Arbeitsbeziehung zu Mussa aufzubauen.

Ich achtete sorgfältig auf jedes kleines Detail bei unseren Begegnungen. Es war sehr wichtig, ihn auf der Grundlage einer vertrauensvollen Beziehung unterstützen und begleiten zu können. Ich legte Wert darauf, meine positiven Gedanken zu Mussa in vielen Bereichen auszudrücken. So schätzte ich seine Pünktlichkeit und seinen Willen zur Veränderung. Ich habe ihm immer gezeigt, dass ich ihn richtig sehen und verstehen will und dass er wichtig für mich ist. Ich habe mir nach jedem Gespräch mit Mussa Notizen gemacht. Unterstützung kann auch in Bemerkungen über Äußerlichkeiten bestehen.

Bei Mussa sah ich eine Aufgabe darin, ihn dazu zu inspirieren zu wachsen und den Willen zu entwickeln, Lebensfreude zu empfinden, sich selbst zu orientieren und zu motivieren. Wichtig war für ihn auch, über seine Gefühle offen sprechen zu dürfen.

Einzelgespräche und Reflexionen mit Mussa

Zu Beginn der Hilfe sah Mussa fast immer traurig aus, wenn ich ihn traf. Er lachte fast gar nicht und antwortete, wenn ich ihn fragte, nur mit „ja“ oder „nein“. Ich sah es als großen Fortschritt an, dass er sich darauf einließ, mit mir spazieren zu gehen und sich mit mir in unseren Praxisräumen zu treffen. Er wartete immer zu Hause auf mich und war pünktlich. Für mich war es das erste Signal, dass er Verantwortung für sich übernommen hat.

Die diagnostizierte Depression

Eines Tages fragte ich ihn: „Warum lachst du nicht?“

Mussa: „Warum soll ich lachen?“

Ich: „Na ja, gute Frage! Lachen macht glücklich und gesund.“

Mussa: „Ich bin depressiv; wir sind eine verrückte Familie. Meine Schwester und ich besuchen die gleiche Therapeutin. Ich habe diese Krankheit von meinem Opa und meinem Vater geerbt, so sagten es immer meine Eltern.“

Ich: „Das finde ich gut, wenn man Unterstützung hat.“

Mussa: „Ja, finde ich auch.“

Ich: „Wie fühlst du dich bei der Therapeutin?“

Mussa: „Ich weiß nicht.“

Ich: „Nimmst du Medikamente?“

Mussa: „Ja, zweimal am Tag - Antidepressivum.“

Ich: „Ich habe gelesen, dass das Lachen auch die Depression stört, du solltest jeden Tag lachen!“

Mussa: „Aber keiner erzählt mir Witze, um mich zum Lachen bringen.“

Ich: „Manchmal ist Lachen oder glücklich zu sein, eine Entscheidung.“

Als Familienhelferin habe ich mich bei Mussa nicht nur auf die „Störungen“ fokussiert. Unsere Treffen versuchte ich als Vorbereitungen für die nächsten Schritte in seinem Leben zu sehen und zu gestalten.

Es war dabei auch sehr wichtig, dass ich kontinuierlich (einmal im Monat) im Austausch mit seiner Therapeutin stand. Dieser psycho-edukative Austausch war sehr wichtig für mich, damit ich Mussas Reaktionen besser verstehen konnte und nicht noch zusätzlichen Stress bei ihm verursachte.

Die diagnostizierte Spielsucht

Ich: „Warum bist du spielsüchtig?“

Mussa: „Ich weiß nicht.“

Ich: „Wofür benötigst du die Sucht?“

Mussa: „Macht Spaß.“

Ich: „Macht Spaß bei was?“

Mussa: „Es macht Spaß, dass ich gewinnen kann, dass ich immer lachen und schreien kann.“

Ich: „Kannst du das nicht in der Realität machen?“

Mussa: „Nein.“

Ich: „Probiere es doch mal. Stell dir vor, dass du dieses Gefühl auch in der Realität spüren würdest. Bestimmt wirst du mehr Spaß haben. Mit einer guten Tagesstruktur vermeidest du, so viel Zeit zu Hause zu verbringen. Außerdem kannst du dann so viele Aktivitäten machen (Fitness, Schwimmen...).

Für Mussa schien die Zeit unwichtig. Er hatte keine Vorstellung von Zeit, konnte sich nicht an Zeit orientieren; er ging zu spät zur Schule und ins Bett und konnte auch nicht den Zusammenhang zwischen Zeit, Entfernung und Geschwindigkeit verstehen.

Ich: „Wie weit ist deine Schule von zu Hause entfernt?“

Mussa: „Ich weiß nicht; ich muss laufen und dann mit der Straßenbahn fahren.“

Ich: „Du weißt es auch nicht ungefähr?“

Mussa: „Ich weiß es nicht.“

Wenn ich ihn fragte, was er gerne beim nächsten Termin mit mir unternehmen wolle, war die Antwort: „Ich weiß auch nicht.“ Er konnte keine Entscheidung treffen und zeigte sich so, als ob ihm alles egal sei.

Deshalb war es immer sehr wichtig für mich, einen festen Termin mit Mussa zu planen. Er sollte die Termine in seinem Telefonkalender eintragen. Wenn er das nicht machte, vergaß er die Termine und blieb in seiner Komfortzone, in seiner Spielwelt oder er schlief ein.

Der nächste Schritt mit Mussa war, dass ich ihn aus seiner Wohnumgebung und Schulumgebung herausholen wollte. Mir war wichtig, dass er sei-

nen Bewegungsradius erweitert und sich auf Neues einlassen lernt. In den ersten fünf Monaten habe ich Mussa immer abgeholt, wenn wir einen Termin außerhalb seiner Wohnung bzw. Wohnumgebung hatten. Ich brachte ihn auch wieder nach Hause. Während dieser Ausflüge zeigte ich ihm, wie man mit Hilfe von Smartphones z.B. „Google Maps“ aufruft, Adressen findet und Wegbeschreibungen für Routen mit öffentlichen Verkehrsmitteln, zu Fuß oder mit dem Fahrrad finden kann. Er sollte später, wenn er bereit sein würde, allein zu fahren, ein Sicherheitsgefühl haben.

Die diagnostizierte Soziale Phobie

Ich: „Mussa, lass uns beim nächsten Termin woanders treffen.“

Mussa: „Wo?“

Ich: „Hast du eine Idee, wo wir hingehen können?“

Mussa: „Nein, ich weiß nicht.“

Ich: „Okay, wenn du gerade nichts weißt, dann gehen wir zum Alexanderplatz. Hast du schon den Berliner Fernsehturm besucht?“

Mussa: „Nein - und ich wollte ihn auch nicht sehen oder besuchen.“

Ich: „Warum?“

Mussa: „Ich weiß nicht.“

Ich: „Hast du Angst, dorthin zu gehen?“

Mussa: „Nein.“

Ich: „Dann ist gut. Eigentlich hast du einen großen Vorteil, dass du in einer großen Stadt wie Berlin wohnst und lebst. Du kannst die Stadt entdecken und Erfahrungen sammeln. Erlaube dir frei zu sein, von deinem Zimmer loszulassen. Mach Fehler oder verlaufe dich. Das ist nicht schlimm - und man lernt aus Fehlern. Was denkst du, wie viele Male ich mich verlaufen habe, als ich neu in Berlin war und nur mit wenig Deutschkenntnissen unterwegs war. Außerdem bin ich in einem kleinen Dorf aufgewachsen und habe die Straßenbahn oder die S-Bahn nur im Fernsehen gesehen. Aber ich habe das geschafft und auch aus meinen Fehlern gelernt.“

Mussa sagte ohne Begeisterung: „Ich bin damit einverstanden, aber mit einem Wunsch bitte: Du solltest auf mich in der U-Bahnstation warten, weil ich ungern allein warten will. Dann können wir zusammen zum Fernsehturm gehen.“

An dem Tag, an dem wir verabredet waren, bin ich leider zehn Minuten später als geplant angekommen. Ich habe ihn von weitem beobachtet. Er war sehr unruhig, lief hin und her und guckte nur auf den Boden. Als ich bei ihm war, habe ich mich sofort entschuldigt und sagte, dass ich länger bei anderen Klient*innen bleiben musste. Er war ganz rot und verschwitzt.

Nach einer Weile habe ich ihn gefragt, ob alles wieder bei ihm gut sei?

Mussa: „Ja, alles gut.“

Ich (scherzhaft): „Hat dich jemand gebissen?“

Mussa lächelte und sagte: „Nein.“

Ich lud ihn ein, ein Eis essen zu gehen.

Obwohl es nicht meine Absicht war, zehn Minuten zu spät zu kommen, stellte sich heraus, dass es nicht schlecht für ihn war. Er erlebte, dass er eine für ihn phobische Situation gut gemeistert hatte.

Gespräch über seine Beziehung zu seinen Eltern

Als ich mich mit Mussa in unseren Praxisräumen traf, sagte ich zu ihm: „Als wir uns das erste Mal beim Jugendamt getroffen haben, hast du gelächelt, als dein Vater gesprochen hat. Ich war und bin immer noch neugierig zu wissen, warum du lächeln musstest“. Mussa lachte heftig und sagte dann: „Ja, weil mein Vater gelogen hat“.

Plötzlich hatte ich für einen Moment das Gefühl, dass Mussa weinen statt lachen wollte. Seine Stimme zitterte. Daraufhin holte ich sofort ein Spiel aus dem Regal, um mich und ihn abzulenken. Ich war auch aufgeregt, weil ich in den ersten Minuten nicht wusste, wie ich reagieren sollte. Ich merkte, es war auch meine große Chance, dass Mussa mir endlich etwas erzählt hatte.

Dann sagte ich: „Mussa, ich habe deine Stimme noch nie so laut gehört wie heute.“

Mussa: „Ja, mein Vater hat mich wirklich zum Lachen gebracht, als er gesagt hat, dass meine Mutter Abitur hat. Aber sie hat das nicht. Hast du gesehen, wie meine Mutter meinen Vater komisch anguckte?“

Ich: „Nein, das habe ich nicht bemerkt.“

Mussa: „Doch, er lügt immer - sogar bei Kleinigkeiten und will sich immer wichtigmachen.“

Ich merkte, dass hier eine besondere Sensibilität nötig sein würde, um einerseits das Vertrauen von Mussa zu halten, andererseits aber den Vater nicht abzuwerten. Ich beschloss dieses Gespräch vorerst zu beenden und schlug vor, langsam wieder nach Hause zu gehen. Ich benötigte Zeit, um zu überlegen, wie ich weiter vorgehen konnte und beschloss auch, mich mit einem Kollegen auszutauschen.

Ich hatte den Eindruck gewonnen, dass der Vater versuchte, sich als etwas Besseres darzustellen, um die Liebe und den Respekt seiner Kinder nicht zu verlieren. Dieses Phänomen hatte ich auch bei anderen Familien bereits beobachten können.

Ich nahm diese Beobachtungen zum Anlass, den Eltern bei passender Gelegenheit zu erklären, dass Kinder ihre Eltern lieben, wie sie sind, und dass sie ihre Beziehung zu den Kindern durch Liebe, Vertrauen und durch das Wahrnehmen ihrer Bedürfnisse und Persönlichkeiten stärken können.

Im nächsten Gespräch mit Mussa über seine Mutter war er wieder aufgeregt; und sagte mir: „Meine Mutter kann nur mit den Fingern rechnen, das ist schon lustig.“

Ich: „Warum findest du das lustig?“

Er lachte weiter und sagte: „Sie versucht auch mit den Füßen zu rechnen, sie ist doch doof.“

Ich: „Hast du deine Mutter mal gefragt, warum sie so rechnet?“

Mussa: „Nein, ich lache nur und dann wird sie sofort sauer auf mich.“

Ich: „Hast du denn deine Mutter mal zu ihrer Kindheit gefragt, oder habt ihr darüber geredet?“

Mussa: „Ja, einmal, sie hat aber sofort geweint, weil sie sich an ihre Stiefmutter erinnert hat. Meine Mutter redet nicht über ihre Gefühle und weint, weil sie sehr schlimme Sachen erlebt hat.“

Ich: „Weißt du, Mussa, meine Mutter ist Analphabetin. Ihre Eltern hatten sie nicht in die Schule geschickt, weil sie damals dachten, dass die Schule sehr anstrengend ist. Es tut ihr heute noch weh, weil sie gerne die Schule besucht hätte. Trotzdem hat meine Mutter alles für mich getan, was sie

konnte. Sie hat mir ihre Liebe gegeben und das reicht mir schon.“
Mussa guckte traurig und sagte: „Ja, genau, meine Mutter tut mir auch leid.“

Im Laufe der Hilfe habe ich erfahren, dass beide Eltern von Mussa in einer emotional sehr kühlen Familie aufwuchsen. Sie hatten kaum erfahren, wie sich Nähe anfühlen kann und nur gelernt, dass die Kinder gehorsam sein müssen, ohne dass die Eltern etwas dafür zu tun hätten.

Einmal sagte Mussas Vater voller Stolz: „Ich habe eine sehr gute Beziehung zu Abed, er ist mein Lieblingskind.“

Ich fragte: „Was meinen Sie, Hr. K., warum klappt alles mit Abed?“

Hr. K.: „Er ist lieb und ich habe ihn gut erzogen.“

Ich: „Haben Sie nicht die gleichen Erziehungsmethoden bei Mussa benutzt?“

Hr. K.: „Nein, weil Mussa ganz anderes ist als Abed.“

Ich: „Wann haben Sie das letzte Mal mit Mussa etwas unternommen?“

Hr. K.: „Ja, ja, eigentlich habe ich einen Freund, der für Touristen einen Sightseeing-Bus fährt, er hat mir gesagt, dass Mussa und ich mitfahren dürfen. Aber leider war er letzte Woche nicht erreichbar. Ich werde ihn nochmal anrufen; vielleicht ist er im Urlaub oder krank, ich weiß nicht.“

Ich: „Hr. K., es ist auch ausreichend, wenn Sie mit Mussa einfach Eis essen gehen, um mit ihm ins Gespräch zu kommen. Mussa ist ein toller Junge. Er braucht Sie, er braucht das Gefühl, geborgen zu sein.“

Der Vater war also der Überzeugung, dass seine Beziehung zu seinem Kind Abed gut sei, da er es erfolgreich erziehe, demgegenüber sei seine Beziehung zu Mussa schlecht und Mussa sei selbst schuld daran. Außerdem sei der eine Sohn vom Wesen her lieb, der andere Sohn nicht. Auf den Zusammenhang zwischen dem eigenen Engagement und Erziehungsverhalten und der Beziehung zum Kind versuchte ich ihn daher indirekt durch meine Fragen und Anregungen aufmerksam zu machen.

Als ich mit der Mutter einmal Eis essen ging, bestellte sie sich den größten Eisbecher mit vier Sorten Eis und noch Schokoladensoße oben drauf. Sie schien glücklich und strahlte wie ein Kind.

Ich sagte zu ihr: „Oh mein Gott, bestimmt werden Sie erst morgen fertig mit deinem Eis.“

Sie: „Danke! Ich fühle mich frei von allem. Seit langem habe ich kein Eis mehr gegessen. Ich habe keine Freunde und meine Tochter hat mich verlassen. Mit meinen Geschwistern wollte ich keinen Kontakt mehr haben, weil die nur über meine Tochter reden und schimpfen wollen.“

Ich: „Frau K., machen Sie etwas für sich. Gehen Sie aus, treffen Sie sich doch mit anderen Frauen, nicht nur mit ihren Schwestern. Gehen Sie wieder zurück zu ihrer alten Arbeit, wo Sie alten Leuten helfen können, oder wo Geflüchtete leben, die Hilfe brauchen. Seien Sie stolz auf ihre Tochter; sie hat ihren Weg gefunden und es auch geschafft, ein Studium an der Uni zu beginnen.“

Sie: „Ja, ich habe langsam akzeptiert, dass meine Tochter nicht mehr bei uns leben und kein Kopftuch tragen will. Aber, wenn ich denke, dass sie einen Freund hätte, oder sie vielleicht keine Jungfrau mehr wäre, dann fühle ich Wut in mir und ich möchte sie nicht mehr sehen!“

Die traditionellen Überzeugungen der Eltern („ein Kopftuch tragen ist wichtig“, „Jungfräulichkeit vor der Ehe ist unabdingbar“ etc.) waren für mich sehr sensible Themen. Ich hörte den Eltern zu, um sie zu verstehen, aber ich konfrontierte sie nicht mit meinen Meinungen. Mir war bewusst, dass die Veränderung solcher Grundüberzeugungen sehr viel Zeit benötigt und ich sah meine Aufgabe als Familienhelferin darin, den Fokus der Familie wieder auf positive Dinge und Ressourcen zu lenken.

Fazit

Zwei Jahre lang habe ich mit der Familie gearbeitet, viele Gespräche geführt, Fragen gestellt, Anerkennung ausgesprochen.

Die Akzeptanz der Familie konnte ich durch aktives Zuhören ohne Bewertungen gewinnen; ich bemühte mich, der Familie Entscheidungsmöglichkeiten vorzustellen, traf aber selbst keine Entscheidungen für die Familie. Der respektvolle Umgang mit allen Familienmitgliedern half mir, mit ihnen in Kontakt zu kommen, ihre Situation und ihr Handeln zu verstehen und mit

ihnen die Folgen ihres Handelns zu reflektieren.

Mussa hat es geschafft, seinen Weg ins Erwachsenenleben und in die Eigenverantwortung für sein Leben zu beschreiten.

Er wirkte in seiner Persönlichkeit gefestigt und nahm schließlich keine Psychopharmaka mehr. Die frühere Gefährdung bestand am Ende nicht mehr. Er hatte sich gut stabilisiert, einen realistischen Blick auf seine Zukunftsperspektiven entwickelt und arbeitete produktiv daran.

Inzwischen macht er eine Ausbildung zum nahrungsmitteltechnischen Assistenten, seine Zeugnisnoten liegen zwischen 2 und 3. Er kommt mit den Anforderungen seiner Ausbildung zurecht und will gerne weiterlernen.

Der Vater unterstützte Mussa darin, seinen Führerschein zu machen und Mussa schaffte es auch. Der Kontakt zwischen Mussa und seinem Vater verbesserte sich deutlich, dennoch ist die Beziehung nicht einfach.

Die Tochter Saida hat eine Ausbildung an der Schauspielschule angefangen. Ihr Leben stabilisierte sich, sie wohnt weiterhin in einer WG.

Der Sohn Abed ist immer noch das Lieblingskind seiner Eltern. Er macht immer noch alles, was seine Eltern sagen und wollen – die Frage ist: Bis wann? Ich weiß es nicht ...

Ab und zu ist die Mutter inzwischen als Sprachmittlerin tätig. Sie ist auch in ärztlicher Behandlung.

Ich habe die Mutter zu einer Frauengruppe begleitet, damit sie andere Frauen kennenlernen kann. Inzwischen geht sie regelmäßig zweimal im Monat dorthin, sie hat dort sogar ihre Probleme mit ihrer Tochter vorgestellt, was ein Jahr zuvor gar nicht möglich gewesen wäre, so öffentlich über familiäre Probleme zu reden.

In der Gruppe erhielt sie von den anderen Frauen den Rat, dass es sehr notwendig ist, wieder eine gute Beziehung mit der Tochter aufzubauen, um sie in Zukunft wieder „gewinnen“ zu können.

Die Mutter sagte: „Wenn ich für Saida vegetarisches Essen gekocht hätte, dann hätte sie uns nicht verlassen!!!“

Im Laufe der Zeit haben die Eltern langsam die neue Situation mit Saida akzeptiert, sie laden Saida ab und zu nach Hause ein zum Essen. Sie wünschen

sich immer noch, dass Saida irgendwann nach Hause zurückkommt. Dies scheint aber sehr unwahrscheinlich.

Abschließend ist zu sagen, dass die Konflikte der Familie zwar nicht zur Zufriedenheit aller gelöst werden konnten, aber sie sind wieder bearbeitbar und besprechbar innerhalb der Familie.

Unser anfangs gesetztes Ziel, dem Jugendlichen zu helfen, das Beste aus sich herauszuholen, wieder zur Schule zu gehen und seinen Weg zu gehen und damit für sich einen Nutzen aus der Hilfe zu ziehen, ist erreicht worden.

Darüber hinaus habe ich in Zusammenarbeit mit dem Jugendamt und der Schule die Eltern darin unterstützen können, die Verantwortung für ihre Kinder und ihr Handeln zu übernehmen.

Es konnte ihnen vermittelt werden, dass Erziehungsfehler passieren, diese aber durch Liebe, Anerkennung und Dialoge wieder ausgeglichen werden können und gute familiäre Beziehungen wieder aufgebaut werden können.

* * *